Ein Beitrag zur Vertiefung des "Robinson"

Autor(en): **J.St.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **31 (1944)**

Heft 23

PDF erstellt am: **20.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-537609

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Dorom will ich dich gärn ha,
Dorom dank ich dir vo Härze
Für dis Lide, dini Schmärze.
Mach, dass 's Härz nor für dich schlohd,
's Folge, weisch, no nid guet gohd."

Kommunion.

„Jesuschind!
Isch au dis Chrippli nid so lind
Und isch au chalt di Wiehnechtsnacht;
Im Härzli han-ich Platz dir gmacht,
Det hesch es Bettli warm und chli,
Det darfsch du immer dinne si.
O tu mich sägne, Jesulein,
Und eusi Liebe au daheim."

Beim Segen.

„I chome vo Gott und wott wieder zu Gott.
De lieb Gott hed mir es Liechtli gäh,
Das Liechtli darf mir niemer näh.
Wer halt eso nes Liechtli treid,
Dem zünd's dur Zit und Ewigkeit."

Sursee. *L. Staffelbach.*

Volksschule

Ein Beitrag zur Vertiefung des „Robinson"

Sind die Buben dem „Märchenalter" entwachsen, fesseln sie Abenteuergeschichten, wie z. B. die Robinsongeschichte. Sie kommt dem Buben vor wie eine neue Art Märchen. Und sie ist auch ein Mittelding von Wirklichkeit und Unwahrscheinlichem. In ihr sind wahre Lebenserfahrungen und blosse Phantasien miteinander vermischt. Dass die Erzählung auch in den Lesebüchern für die 3. Klasse enthalten ist, hat seine grosse Berechtigung, weil darin so deutlich gezeigt wird, wie menschliches Denken und mutiges Handeln zum Dienste der blossen Natur am Menschen führen. Fast unerschöpflich sind die Verbindungslinien vom Heute zum Einst, deren Vergleiche. Danebst aber interessiert den Buben immer auch das eigentliche Erleben, das Schicksal dieses auf sich selbst angewiesenen Menschen. Und wenn noch manchem die Robinsongeschichte unglaublich vorkommt, sie wird ihm gleichsam ein Kinderspiel, wenn man ihm das Schicksal des Pedro Serrano erzählt, der rund 100 Jahre vorher ein weit härteres Leben auf einer Sandinsel sieben Jahre lang ertragen musste. Weil aber beide Geschichten mit ihrem wahren Kern so weit in der Vergangenheit zurückliegen, denkt mancher Bub, derartiges komme heute nicht mehr vor. Ich empfand darum grosse Freude, als ich ein Buch kennen lernte, das so ein Robinson-Leben aus neuester Zeit unter andern Bedingungen schildert. Es ist das Buch: August Kippnick: Zwölf Jahre politisch verbannt, als Pelzjäger in Sibiriens Urwald. Verlagshaus Bong & Co., Berlin. Es ist mir noch kein spannenderes Buch in die Finger gekommen. Möchte es viele Käufer finden. Man legt es erschauernd zur Seite, mit einem ganz eigentümlichen Dankgefühl gegenüber dem eigenen Schicksal. Und mag einem noch so viel Drückendes bestimmt sein, es muss ein Kinderspiel sein an das Harte und Schwere, das dieser Verbannte und gleich ihm wohl Abertausende durchmachen mussten. Und nach den 12, resp. 13 Jahren Verbannung geriet er auf der Flucht in die Wirren der russischen Roten Revolution. Auf rund 70 Seiten sind die fürchterlichen Erlebnisse geschildert, bis er endlich im Jahre 1923, nach weitern vier Jahren also wieder seine deutsche Heimat erreichte. Dieser Teil des Buches ist nicht minder interessant als derjenige von Sibirien selbst. Für die Verwertung in der Schule kommt er aber nicht in Frage. Uns interessiert die Geschichte hier soweit, als sie ein Gegenstück zu „Robinson" ist. Im Folgenden möchte ich einen kurzen Abriss geben. Wer das Buch kauft, kann selber nach Gutfinden daraus erweitern, es ist ja viel, viel interessanter, als hier angedeutet werden kann. Die genauen Ortsbezeichnungen siehe im Buch.

Ein zehnjähriger Knabe kam aus Deutschland zu Verwandten nach Russland. Nach den Schuljahren trat er in das Petersburger Garderegiment ein und bekam schliesslich eine Anstellung als

Wildmeister in einem kaiserlichen Jagdgehege. Er bekam in seiner Stellung Einblick in viel Schlechtigkeit bei hoch und nieder. Er liess sich von einer Bewegung, welche diese Mißstände beseitigen wollte, mitreissen und sprach an einer geheimen Versammlung von Bauern und Arbeitern einige freimütige Worte. Er wurde von einem Verräter verklagt und vom Gericht am 5. September 1906 zu zwölf Jahren Verbannung in Sibirien verurteilt. Damit begann für ihn ein fürchterliches Schicksal. Bald wurde er mit andern Sträflingen in einem Eisenbahnzug an die Grenze Sibiriens geführt. Es wurde ihm der Ort seiner Verbannung bezeichnet, eine unbekannte Stelle tief im Urwald, etwa 350 km tief im Innern der Wildnis. Er sollte Pelzjäger sein und alle drei Jahre der besuchenden Kontrolle eine bestimmte Anzahl Felle abliefern. Sollte er aber die vorgeschriebene Menge nicht erreichen, so werden bei der nächsten Kontrolle die Lebensmittel gekürzt. Flucht oder Fluchtversuch werde mit dem Tode bestraft. Er erhielt Pelz und Filzstiefel, zwei Paar lange Pelzstrümpfe, Verbandzeug und einige Arzneien. Er schrieb noch einige Abschiedsbriefe an Angehörige. Am andern Tage gegen 11 Uhr standen zwei bespannte Schlitten vor dem Polizeigebäude: ein alter Postschlitten mit Verdeck und ein offener, langer, schmaler Schlitten. Im ersten nahm er neben einem Beamten Platz, und Ivan, der den Weg allein kannte, sass auf dem Bock. Im zweiten Schlitten folgten zwei Wachtsoldaten mit dem Proviant und der Munition. Die Schlittenfahrt dauerte bis nachts 11 Uhr zu einem kleinen Dorfe. Die Wachtsoldaten gingen in den Warteraum der Poststation, tranken Tee und assen einige Schnitten Brot mit Speck. Ivan bewachte den Sträfling. Als die gesättigten Wachtsoldaten kamen, ging Ivan hinein und stärkte sich für die Weiterfahrt. Dann ging's weiter in die helle, sibirische Mondnacht. Da überfiel den Verbannten eine furchtbare Qual, und in tiefstem Schmerze weinte er über sein bitteres Los. Gegen 2 Uhr mittags erreichten sie das letzte grössere Dorf und nahmen ein karges Mahl ein. Die Pferde wurden gewechselt. Auf dem letzten Wegstück wurden dem Verbannten die Augen verbunden, nur in der Nacht durfte er die Binde abnehmen. So ging's Tag und Nacht vorwärts. Ab und zu krachten Schüsse durch die Nacht, welche die Wachtsoldaten oder Ivan gegen Wölfe abfeuerten. Um Mitternacht wurde mitten im Walde halt gemacht und ein grosses Feuer angezündet. Den Pferden hängten sie Futtersäcke um, in einem Kessel wurde Schnee geschmolzen und Tee bereitet. Das hart gefrorene Brot taute man über dem Feuer auf und stillte damit den grossen Hunger. Immer stampfte ein Soldat mit schussbereitem Gewehr neben dem Feuer auf und ab, um den Gefangenen beim geringsten Fluchtversuch niederzuknallen. Nach einstündigem Halt setzten sie den Weg fort und kamen — immer mit kurzen Unterbrechungen — nach fünf Tagen und vier Nächten in Mikolsk, dem Ort der Verbannung, an.

Um die Mittagszeit langten sie an und nahmen ihm die Binde ab. Da stand er vor einer rohgezimmerten Hütte, welche ihm nun 12 Jahre Obdach und Schutz gegen Raubtiere, Wind und Wetter sein sollte. Es war ein Blockhaus mit einem flachen Dache, das weit vorsprang. Innen hatte es einen grössern und einen kleinern Raum. Zwischen die Balken war Moos gestopft. In der Mitte stand ein rohgezimmerter Tisch. Die Lagerstätte bildeten zwei Bänke und Bretter mit einem Pelz. An den Wänden hingen Schädel und Geweihe von Elchen und anderen Tieren. Zwei Photos an der Wand mit Unterschrift zeugten von seinen Vorgängern. Eine zeigte einen älteren Herrn, einen Postinspektor, der zu neun Jahren Verbannung verurteilt war, die andere einen Obersten aus dem Petersburger Garde-Regiment, der hier zehn Jahre Strafe absitzen sollte. Keiner von beiden hat die Strafzeit abgebüsst. Ivan erzählte ihre furchtbaren Schicksale. Nach sechs Jahren fanden die Kontrollbeamten den Obersten wahnsinnig vor und nahmen ihn mit nach Tomsk, wo er bald darauf starb. Der Postmeister erschoss sich nach sechsjähriger Qual. Die Wände hatten sie mit unendlich vielen Zahlen und Strichen beschrieben, die einen Kalender ersetzen mussten.

Die Soldaten zündeten sich im Ofen ein grosses Feuer an und bereiteten ihren Tee. Ivan gab ihm eine Abschrift der zaristischen Urkunde für seine Verbannung. Dann wurden die Säcke mit Proviant und die Kiste mit der Munition in den Raum getragen. Der Proviant bestand zur Hauptsache aus gedörrtem Brot, Suchari genannt, Mehl, gepresstem Tee, Zündhölzern und Salz. Für das Fleisch hatte er auf der Jagd selbst zu sorgen. Der Beamte gab ihm ein Gewehr mit

Ersatzteilen mit der Bemerkung: Dein Heiligtum! Leben oder Tod! Er musste noch ein Protokoll unterschreiben, wonach er gesund auf der Verbannungsstation eingetroffen sei. Beim Wegfahren rief ihm Ivan noch zu: „Auf Wiedersehen 1909." Bald war der Schlitten verschwunden, und tiefste Stille umfing ihn. Mutterseelenallein war er nun im dichten Urwald seinem Schicksal überlassen.

Er ging in die Hütte, lud das Gewehr und hing es schussbereit an die Wand. Er sicherte die Fenster und verrammelte die Türe. Schon in der zweiten Nacht hörte er böses Fauchen und Miauen. Am Morgen stellte er fest, dass Luchse die Anwesenheit eines Menschen gewittert hatten. Das erste Tier, das er für seinen eigenen Bedarf schoss, war ein Auerhahn. Täglich ging er weiter von seiner Hütte weg. Am fünften Tag begegnete er einem Rudel Wölfe, welche bei seinem Anblick ein grausiges Geheul begannen und wütend mit den Schwänzen peitschten. Mit einem wohlgezielten Schuss streckte er den Führer des Rudels nieder, und die andern zogen sich zurück. Er streifte dem toten Wolf an Ort und Stelle den Pelz ab. So erjagte er in den ersten Monaten Goldfüchse, 5 blaue Füchse, 3 Luchse, 7 Wölfe, Marder und Hermeline. Fleisch bekam er so mehr als genug. Brot backte er sich in einem Lehmofen vor der Hütte. Als Trink- und Kochwasser benützte er Schnee, den er über dem Feuer schmolz. Bis es Frühling wurde, erlebte er furchtbare Schneestürme und grausigste Kälte.

Fast plötzlich kam der Sommer mit ganzer Pracht. Er dauert dort nur zwölf Wochen. In den herrlichsten Farben blühten Tulpen und Krokus, wie sie schöner kein Treibhaus hervorbringt. Er musste einen Brunnen graben. Er hatte dazu Zeit, denn er musste nicht auf die Jagd, weil die Felle um diese Zeit minderwertig wurden. Wegen der Wärme gab es soviel Insekten, besonders Bremsen und Stechfliegen, dass sie eine grosse Plage für ihn wurden. Er schützte sich gegen sie, indem er Gesicht und Hände mit scharfriechendem Salz einrieb. In einer Entfernung von etwa 15 km ab seiner Hütte baute er Schutzhütten, welche ihm im Winter dienen sollten. Bei dieser Arbeit sprang plötzlich — 50 Schritte vor ihm — eine Wölfin mit offenem Rachen auf und ging auf ihn los. Blitzschnell musste er sein Gewehr ergreifen und sie niederstrecken. 20 Schritt vor ihm. Ganz in der Nähe fand er ihre drei Wölflein, die erst 8—10 Tage alt waren. Er nahm sie auf die Arme und trug sie heim. Wie sollte er sie aufziehen, da er keine Milch hatte? Er bereitete aus Mehl eine Schleimsuppe. Als er sie den kleinen Tierchen zum erstenmal ins Maul goss, schüttelten sie sich und wollten sie durchaus nicht nehmen. Nach mehreren Versuchen aber schluckten sie die Suppe tapfer hinunter. So brachte er zwei Wölfchen durch, während das dritte einging. Das waren nun seine lebendigen Gespanen. Er nannte sie Nina und Cäsar. Es brauchte viel Geduld und Liebe, um die Tiere so zu erziehen, dass sie das Raubtierartige möglichst wenig zeigten und Hausgenossen wurden. Er konnte auch das Junge eines Adlerpaares fangen, es war bei seinen Flugversuchen zu Boden gefallen. Er baute aus Stangen einen geräumigen Käfig und fütterte es mit Wildfleisch. Der junge Adler — Orko geheissen — schloss Freundschaft mit den Wölfen und liess sich bald auf der Achsel herumtragen. Er begleitete den Verbannten, auf dem Rucksack sitzend.

Als der Winter kam, musste er die Winterlager der Bären ausfindig machen. Er musste ja bei der Kontrolle sechs gute Winter-Bärenfelle abliefern. Wie endlos lang und langweilig waren die Nächte im Winter! Da sass er abends beim Feuerschein seines Ofens und liess die Gedanken zurückschweifen in vergangene, frohe Zeiten, und oft genug flossen Tränen die bärtigen Wangen hinunter. Im Oktober schoss er den ersten Bären, der noch auf dem Bummel war und nicht pressiert hatte, sein Winterlager aufzusuchen. 15 Schritt vor ihm war er plötzlich aufgetaucht und laut brummend auf ihn losgegangen. Der erste Schuss in der Eile tötete ihn noch nicht. Er musste hinter einen Baum flüchten, und von dort gab er ihm einen wohlgezielten Kopfschuss. Etwa vier Zentner schwer war der Bär. Er streifte das Fell ab und packte es in den Rucksack. Wie erjagte er die andern Bären? Das Lager der Bären lag meistens in einem Durcheinander von umgestürzten Bäumen. Nur die Einfahrt war offen. Wenn der Wind günstig war, wurde ein Feuer angefacht, dass der Rauch in die Höhle stieg. Grad vor der Oeffnung wurde mit trockenen Kienstücken und Aesten ein grosses Feuer entzündet. Er wartete dann mit schussbereitem Gewehr auf das Erscheinen des Bären. Nach kurzer Zeit hörte er ein Brummen, das im-

mer stärker und wütender wurde. Nach etwa zwei Minuten stob eine Schneewolke hoch auf, und der starke Bär setzte mit einem sicheren Sprunge neben dem offenen Feuer vorüber. Ein sicherer Schuss — und der Koloss lag am Boden. Er schlachtete ihn, nahm das Fell, 9—10 Pfund Fett und eine grosse Keule mit, den Rest bettete er zur Hälfte in den Schnee. Auf dem Heimweg begegnete ihm ein Rudel kleiner Hirsche, aus denen er einen Achtender herausholte. Auch hatte er mit dem Bärenfleisch Fangeisen für Luchse gelegt. Die spätere Nachschau ergab eine magere Beute, nur Hermeline, einen Goldfuchs und zwei Marder. Auf einer solchen Kontrolle von gelegten Fangeisen begleiteten ihn einmal Nina und Cäsar. Wie nun das Geheul eines Rudels Wölfe zu hören war, spitzten sie die Ohren und antworteten ihren Stammesgenossen. Er hörte Knacken von Zweigen und gewahrte sechs Wölfe in scharfem Trabe daherkommen. Ein Schuss — und das Rudel spritzte auseinander. Nur einer konnte nicht mehr fort, weil er angeschossen war. Nun entstand zwischen dem wilden Wolf und den beiden — Nina und Cäsar — eine Beisserei und Würgerei. Er konnte nicht schiessen, weil er vielleicht einen seiner Pfleglinge getroffen hätte. Nach hartem Kampfe lag der wilde Wolf mit durchbissener Kehle tot am Boden. Einmal sah er, dass ein Fangeisen weggeschleppt worden war. Er folgte den Spuren und fand ein Zobel, das nur selten anzutreffen war. An einem Februartag des Jahres 1908, als er wieder einen Bären ausheben wollte, herrschte eine bittere Kälte, wohl 40 Grad, als sich plötzlich ein Unwetter ankündigte. Sofort machte er sich auf den Weg zur Schutzhütte, von der er noch etwa zwei Stunden entfernt war. Aber schon auf dem halben Wege setzte ein furchtbares Schneetreiben ein, dass er keinen Schritt weit mehr sah. Nach stundenlangem Harren fühlte er, wie Hände und Füsse langsam zu erstarren anfingen. Er durfte nicht stehen bleiben, sonst erfror er. Er kämpfte Schritt um Schritt weiter und durfte gar nicht an die Gefahr denken, von Raubtieren überfallen zu werden. Endlich liess der Sturm nach, und es erhellte wieder der Mond die rabenschwarze Nacht. Völlig erschöpft kam er in eine Schutzhütte und sank dort auf den Boden, ein heisses Gebet zu Gott sendend, dass er ihn vor dem kalten Tod bewahrt hatte. Nach einer Weile entzündete er ein Feuer, musste sich aber, bevor er sich hinsetzte, Hände und Füsse und Gesicht mit Schnee tüchtig reiben. Nach der Mahlzeit legte er sich todmüde auf eine Elchdecke, nahe beim Feuer, und schlief infolge der ausgestandenen Strapazen schnell ein. Beim Erwachen am andern Tag schmerzten Füsse und Gesicht, was bewies, dass sie angefroren waren, trotzdem er sie mit Schnee eingerieben hatte. Er schmierte die schmerzenden Stellen mit Kienöl ein und machte sich auf den Heimweg. Dort warteten die beiden Freunde mit Ungeduld. Sie empfingen ihn mit freudigem Winseln und leckten ihm die Hände. Drei Wochen konnte er nicht mehr aus der Hütte. Die Frostbeulen an Händen und Füssen brachen auf und heilten sehr langsam. Das machte ihm Sorge, weil ihm noch zwei Bärenfelle und ein Fuchsfell fehlten. Gelegentlich kam ihm der Gedanke der Flucht. Aber er musste ihn immer und immer fallen lassen. Er kannte ja den mehrere hundert km langen Weg nicht. Und wenn er zu den Leuten kam, hätte das nicht Rettung für ihn bedeutet. Es wurde jedem eine Belohnung von 100 Rubeln bezahlt, der einen Flüchtling der Behörde auslieferte. Und das war für die armen Leute viel Geld, so dass kaum jemand diesem Angebot widerstehen konnte. Mit der Heilung bekam er auch wieder mehr Lebensmut. Er musste noch vor der Schneeschmelze die nötigen Bären auftreiben. Er nahm seine beiden Helfer mit, schnallte ihnen zum Schutze gegen Prankenkratzer über Rücken und Hals starke Felle. Er liess die beiden in die Höhle hinein, und sie brachten den Bären auch richtig heraus, und er erschoss ihn. Er streichelte und belobte seine treuen Helfer und gab ihnen Fleisch als Belohnung.

Der zweite Winter nahte seinem Ende, und zum zweitenmal erlebte er die Pracht des Frühlings im Urwald. Neue Schutzhütten baute er. Orko war so zahm geworden, dass er stundenlang frei umherflog und wieder zurückkam. Im Laufe des dritten Winters erwartete er die Kontrollkommission. Der Vorrat an Munition, Salz und Mehl ging dem Ende entgegen. Er fand ein wildes Bienenvolk und konnte dort einige Pfund Honig ernten. Neun Bärenlager hatte er ausfindig gemacht. An der Wand machte er in Form von Strichen auf den Bohlen einen Kalender. Bis gegen Weihnachten hatte er mit Hilfe seiner

Getreuen fünf Bären erlegt. Cäsar hatte im Kampf gegen einen Luchs das rechte Auge eingebüsst. „Heilig Abend" wollte er feiern und holte eine junge Tanne als Weihnachtsbaum. Für sich und seine Pfleglinge sang er laut das Weihnachtslied: „Stille Nacht, heilige Nacht". Im Ofen prasselte das Feuer, und draussen herrschte grimmige Kälte. Ein Bärenschinken bildete den Festbraten für alle. Er zählte die Beute: 14 Bären, 39 Wölfe, 12 Luchse, 42 Goldfüchse, 27 Blaufüchse, 16 Silberfüchse, 7 Zobel, 112 Hermeline, 63 Marder, 85 blaue Eichhörnchen usw. usw., total 570 Stück. Die Jungen von Nina und Cäsar hiessen Mascha und Barsuk.

Als er eines Morgens im April auf einem Streifzug war, bemerkte er plötzlich Pferdespuren. Er stiess vor Freude einen Jauchzer aus. Das war die Kontrolle. Um ein Unglück zu verhüten, koppelte er Nina und Cäsar an mitgeführte Riemen. Von weitem sah er die Begleitsoldaten bereits beim Füttern der Pferde. Er musste die Leute erst bitten, sich zu entfernen, dass er die Wölfe einsperren konnte. Ivan schüttelte ihm kräftig die Hand. Als er ihn anschaute, bemerkte Ivan, dem Aussehen nach habe er viel Leid durchmachen müssen. Es war der gleiche Kontrollbeamte, der ihn in die Verbannung begleitet hatte. Die Soldaten holten aus dem Schlitten den Proviant und die Munitionskiste. Beim Abendfeuer händigte der Kontrollbeamte ihm einen grossen Briefumschlag ein, worin Briefe aus der Heimat waren. Mit zitternder Hand nahm er sie entgegen, wollte sie jedoch erst später lesen. Lange sassen sie so und erzählten von den Erlebnissen. Sie berichteten, dass sie ein Stück weit mit einer andern Kommission gefahren, welche aber dann zu einem andern Verbannten abgezweigt sei. Die Soldaten lösten sich auf der Wache bei den Pferden ab, weil der Geruch der Pferde Wölfe anlockte, die immer durch Schreckschüsse vertrieben werden mussten. Am folgenden Morgen wurden die Felle verladen. Er hatte seinen Proviant erhalten mit einem Zuschuss von Mehl, Tee, gedörrtem Brot, Salz und Streichhölzern. Er unterschrieb den Rapport und gab noch einige unverschlossene Briefe an Angehörige mit. Dann nahmen sie Abschied. Mit traurigen Blicken sah er ihnen nach, sollten sie doch drei Jahre lang nicht mehr kommen.

Er las die Briefe der Angehörigen mit Wehmut des Herzens. Die Arbeit brachte Ablenkung. Er liess die Wölfe wieder los. Die Jungen waren viel zahmer und waren selbst zu den Gästen zutraulich gewesen. Nun begann der zweite Abschnitt des Einsiedlerlebens. Da er schon oft Scharen von Kranichen, Wildgänsen und Reihern über die Hütte fliegen sah, musste doch in erreichbarer Nähe ein Moor sein. Der Winter 1910/11 war von einer Kälte, wie er sie vorher nie erlebt hatte. Wenn er die Hände nur einen Augenblick aus den Pelzhandschuhen zog, war die Oberfläche ganz weiss. Alles steckte in Pelzen, nur die Nase und Augen waren frei. Auf seine Gänge nahm er nun auch Mascha und Barsuk mit. Da hatte er ein besonderes Erlebnis: Ein Rudel Wölfe war von ihm verscheucht worden, folgte ihm aber zur Hütte. Er verrammelte die Türe noch mit einem Querbalken. Nach einer halben Stunde ungefähr, als er Tee bereitete, vernahm er vor der Türe ein pfeifendes, heiseres Bellen. Nina und Cäsar wurden unruhig. Da stürzten sich die Bestien auf das flache Dach und rings um die Hütte. Es begann ein wütendes Reissen, Beissen und Kratzen an den Wänden und Balken. Er konnte ganz deutlich vernehmen, wie Späne abgerissen wurden. Die Augen der Gespanen flackerten raubtierartig, wie wenn sie ihn verzehren wollten. Er wagte nicht den Riegel an der Wand los zu lassen, um das Gewehr zu holen. Durch das Hin- und Hertoben der Tiere in der Hütte waren brennende Holz- und Kohlenstücke aus dem offenen Feuer auf das Lager gefallen und hatten die Felle angesengt. Ein dicker Rauch erfüllte die Hütte. Mit einem Sprung holte er das Gewehr und feuerte einen Schuss durch die Rauchöffnung auf das Dach und durch einen Spalt bei der Türe. Wie der Sturm etwas nachliess, löschte er mit dem Tee das brennende Lager. Die Kugel durch die Türe hatte einen Angreifer erledigt. Er wurde von seinen Kameraden nun zerrissen und gefressen, was er deutlich am Knacken der Knochen hörte. Hie und da sprang noch ein Wolf aufs Dach. Nach und nach aber wurde es ruhiger, die Wölfe mussten abgezogen sein. Leise öffnete er die Türe und fand nichts mehr, als im zerstampften, blutgetränkten Schnee noch einige Reste vom Fell des aufgefressenen Wolfes.

Im kommenden Frühling und Sommer wollte er das offene Gewässer finden. Er nahm Axt,

Säge, Gewehr und Lebensmittel mit sich. Nach zweitägigem Marsch kam er an der am weitest vorgeschobenen Schutzhütte an. Er baute neue. Da erlebte er ein Abenteuer mit einem Urbären: 30 Schritt vor der Höhle stand er schussbereit. Wieder spritzte eine Schneewolke auf, und der Urbär stand in seiner gewaltigen Grösse da. Er ging zum Angriff auf ihn über. Selbst nach zwei Treffern kam der Bär näher. Er griff zur „Bärenfeder", einem Messer, und stiess es ihm in die Herzgegend. Das tötete den Riesen. Der Bär war fast ein Menschenalter alt, sein Schädelhaar war schimmelgrau. Ueber zwei Meter mass er. Nina blutete aus einer klaffenden Halswunde. Er streifte dem Petz den Pelz ab, rollte ihn zusammen und schleppte ihn heim. Zuerst ging er an den Kalender, um die Tage seiner Abwesenheit nachzutragen. Der Winter 1911 hatte einen bösen Streich gespielt, es fehlten noch viele Felle. In zwei Monaten sollte die Kontrolle kommen.

März 1912. Zum zweitenmal kam die Kontrolle mit dem gleichen Beamten. Einige Bäume an den Flussläufen besassen Nummern, die aber nur der Eingeweihte verstand. Ivan hatte seine Bitte nicht vergessen und ihm 25 Kartoffeln mitgebracht, die er anpflanzen wollte. Damit sie nicht erfroren, hatte er sie unter dem Pelz in den Hosentaschen versorgt. Während von den Packpferden alles in die Hütte getragen wurde, und die Soldaten den Proviant vom Schlitten holten, kochte er seinen Gästen einen Festbraten. Der Kontrollbeamte schenkte aus Güte ein Kästchen mit Spiegel, 2 Kämmen, Schere und Nähzeug. Als er in den Spiegel blickte, sah er, dass er wie ein Urmensch aussah. Ivan und der Beamte erklärten, die Sprache sei leiser, schleppender und stockender geworden. Obwohl er etwa Selbstgespräche geführt hatte, war doch das Stummsein nicht ohne Schaden für die Sprechorgane geblieben. An der vorgeschriebenen Menge Pelze fehlten einige Stück. Er entschuldigte sich wegen des strengen Winters, was im Protokoll vermerkt wurde. Der Proviant wurde nicht verkürzt. Das Riesenfell des Urbären wurde gebührend bestaunt. Er schrieb noch das Gesuch, ihm das nächstemal ein neues Gewehr zu geben. Noch einmal musste die Kontrolle kommen und gehen, und dann bei der letzten konnte er mitgehen.

Im Frühling pflanzte er die Kartoffeln an. Er gelangte endlich nach 6 Jahren auf seinen Wanderungen zum See, wohin er die Vögel immer hatte fliegen sehen. Seine vorderste Hütte war wenige Stunden vom See entfernt, ohne dass er es gewusst hatte. Orko schoss wie ein Pfeil aufs Wasser und brachte einen mehrpfündigen Hecht. Sofort baute er am See eine Hütte, und einen etwa 250 Meter langen Laufsteg durch das Schilf. Unzählige Stämme musste er in den Morast werfen, die einen längs, die andern quer, bis sie zu sinken aufhörten. Dann fand er hohle Bäume, die sich eigneten, als Kahn benutzt zu werden. Nach fünf Wochen kehrte er in 4tägigem Marsche zurück. Die Kartoffeln standen gut, er hoffte ernten zu können, wenn der Winter nicht zu früh eintraf. Grauen und Bangen erfüllen ihn davor. Bei einem Unwetter wurden grosse Schneemassen niedergepeitscht. Volle 14 Tage wütete der Schneesturm und hatte die Hütte hoch verschneit. Die Luft in der Hütte fing an stickig zu werden. Das Feuer im Ofen wollte nicht mehr brennen. Sollte er lebendig begraben werden? Er arbeitete sich durch das Dach hinaus. Orko war noch am Leben, er sass auf einer alten Zeder. Hunger hatte er keinen leiden müssen. Die Wolfshunde liess er ebenfalls ins Freie. Wieder einmal war er einem grauenhaften Tode entronnen.

Im Sommer weilte er wieder am See. Auf seiner Fahrt im hohlen Baumstamm fand er unzählige Nester von Gänsen und Enten mit Eiern. Aus Wurzeln und Ruten machte er einige Reusen, um Fische zu fangen. Was er nicht brauchte, salzte er ein oder hing sie zum Trocknen an die Sonne. Er hatte einen solchen Vorrat an getrockneten und geräucherten Fischen, dass er rechnen musste, den weiten Weg zweimal machen zu müssen. Schwerbeladen legte er die Tagesmärsche von einer Hütte zur andern zurück. Am vierten Tag überraschte ihn ein furchtbares Gewitter. Die Luft war voll Phosphor. Er sah deutlich kleine Flämmchen durch die Luft züngeln. Der Himmel war von schwefelgelben Wolken bedeckt. Er versteckte den Tragsack in einem ausgehöhlten Baumstamm und verkroch sich mit den Wölfen unter einen umgefallenen Baum. Blitz folgte auf Blitz, Schlag auf Schlag. Die ganze Nacht dauerte das Unwetter an. Ganz dicht lag er bei den Tieren, um noch etwas warm zu haben. Gegen Morgen liess der Regen nach. Nass bis auf die Haut konnte er nun heimkehren. Auf dem Wege sah er viele zersplitterte, vom Blitz

entzündete Bäume, die jedoch vom Regen wieder gelöscht worden waren. Die Hütte war unversehrt.

Der Winter 1914 war ausserordentlich linde. Da fand er eines Tages im leichten Schnee plötzlich Menschenspuren. Es überlief ihn heiss und kalt. Täuschte er sich? Er kam an einem glimmenden Feuer vorbei. Nun gab er einen Schuss ab. Aus der Ferne kam Antwort. Wie er den Menschen sah, schrie er ihm zu, stehen zu bleiben. Die Wolfshunde gebärdeten sich wie toll, er brauchte alle Kraft, um sie zu halten. Die beiden Menschen sprachen eine Weile aus weiter Entfernung. Er vernahm, dass es ein Verbannter war, der sich schon seit 2 Wochen auf der Flucht befand. Er fiel auf die Knie und dankte für seine Rettung. Wegen der Wölfe konnte er nur in einiger Entfernung folgen und musste die Nacht in einem getrennten Lager verbringen. Erst am Mittag des andern Tages, als Nina und Cäsar eingesperrt waren, kamen die zwei Menschen zusammen und schüttelten sich die Hände. Alexander Budzinski war ein Pole. Bis tief in die Nacht sassen sie am Herdfeuer und erzählten ihre Schicksale. Er war im Jahre 1907 zu 10 Jahren Verbannung verurteilt worden, und früher Besitzer eines Lebensmittelgeschäftes in einer russischen Stadt. Auch er war Mitglied einer Vereinigung gewesen, welche die Regierung bekämpfte. Seine Verbannungsstation aber befand sich in einer pelztierarmen Gegend. Weil er die vorgeschriebene Menge nicht erreichte, wurde ihm die Lebensmittelration gekürzt. Wegen der unsagbaren Entbehrungen war er auf den Gedanken gekommen, zu fliehen. Seine Gesundheit war erschüttert, ihn plagte ein pfeifender Husten. Sie gingen später miteinander auf die Jagd, um mehr Felle zu bekommen und dafür auch mehr Proviant zu erhalten. Die Wölfe gewöhnten sich allmählich an ihn. Wer nach dem andern heimkehrte, den empfing schon wohltuende Wärme, und Tee- und Fleischkessel hingen über dem Feuer. Oft schluchzte Alexander voll Sehnsucht nach seiner Familie. Er hatte noch eine Photo von seinen zwei Buben bei sich, die er oft unter Tränen küsste. Eines Tages, sie hatten schon den Aufbruch zum See festgelegt, konnte der Kamerad vor Schmerzen nicht mehr aufstehen. Wochenlang lag er krank darnieder. Als er sein Ende nahen fühlte, hauchte er mit matter Stimme die Adresse seiner Frau und Kinder und bat ihn, wenn seine Verbannungszeit vorüber sei, ihnen seinen letzten Gruss zu bringen. Bis ins innerste Mark erschüttert, drückte er dem Toten die Augen zu und schaufelte ihm im Garten das Grab. Die Leiche wickelte er in Elchfelle und trug sie zur letzten Ruhe. Während der Krankheit war der grösste Teil des Sommers vorüber gegangen, er konnte nicht mehr an den See.

Auf einem Streifzug vernahm er einen klagenden Laut und fand zwei junge Elchkälblein. Er nahm sie heim und zog sie auf. Wenn sie grösser waren, konnten sie ihm Milch geben. Er baute für sie einen Stall, 2 m über der Erde, mit abnehmbarer Treppe. So schützte er sie gegen die Raubtiere und das Verwehen mit Schnee. Pelze und Felle hatte er genug und wartete mit Ruhe auf die Kontrolle. Diesmal war ein neuer Kontrollbeamter dabei. Ivan erzählte, dass seit 8 Monaten ein grosser Krieg gegen Deutschland und Oesterreich ausgebrochen und der frühere Kontrollbeamte an der Front sei. Er schrieb nun ein Gnadengesuch. Er wagte nicht, Briefe an Alexanders Angehörige mitzugeben, um nicht eine neue Strafe wegen des Flüchtlings zu bekommen. Ivan munterte ihn auf, sollte er doch das nächstemal mit heimkehren. „Auf Wiedersehen im Oktober 1918!" Die Elche Marianka und Piotr wurden später zu Tragtieren erzogen.

Im Winter 1916 kam er beim Ausheben des vierten Bären in die grösste Gefahr. Wieder musste er dem Bären nach zwei vergeblichen Schüssen das Messer in die Seite stossen, erhielt aber gleichzeitig einen heftigen Schlag auf die linke Schulter, der ihn niederwarf. Das Pelzwerk war bis zum Ellbogen aufgerissen. Blut lief herab, und der Arm hing schlaff hinunter. Das Messer steckte noch im Bären, es war beim Sturze abgebrochen, das abgebrochene Stück konnte er nicht herausziehen und auch den Pelz nicht abstreifen. Nur etwas Bärenfett nahm er mit. So gut es mit einem Arm ging, umwickelte er in der nächsten Schutzhütte die gereinigte Wunde mit einem ausgerissenen Hemdärmel. Ein grosses Glück, dass er die Wunde erreichen konnte. Was wäre geschehen, wenn der Bär ihm die Wunde im Rücken beigebracht hätte? Die Schmerzen wurden stärker, der Arm schwoll an. Er fürchtete eine Blutvergiftung oder Brand und schleppte sich am nächsten Morgen zur Station. Dort bereitete er aus Kräutern einen Tee, reinigte die Wunde wiederum und legte einen ordentlichen Verband an. Hätte er mit dem Stich

den Bären nicht tödlich getroffen, so wäre es um ihn geschehen gewesen. Er war auch so in schlimmer Lage. Hie und da schoss er einarmig etwas Kleinwild. Monate vergingen, bis der Arm heilte.

Im Frühjahr fand er einen von einem stürzenden Baum verwundeten jungen Bären. Er nahm ihn als Pflegling mit. Wie er nach mehrtägiger Abwesenheit zur Station zurückkehrte, bot sich ihm ein schrecklicher Anblick. Die Hütte war ein Aschenhaufen. Ein Blitz hatte sie in Brand gesteckt. Wie durch ein Wunder, wahrscheinlich wegen des niederströmenden Regens, war der Schuppen unversehrt geblieben, und dort zum Glück die getrockneten Felle, Holz für den Winter, der Proviant und die Munition.

Bis zur Ankunft der grossen Kälte musste wieder eine neue Hütte gebaut werden. Das Schwierigste war das Brotbacken. Er suchte grössere Steine und legte sie in die Glut. Auf diesen backte er kleine Brote. Im Winter hatte er sehr unter der Kälte zu leiden. Es kam der Sommer 1918. Im Oktober sollte die letzte Kontrolle kommen. Er sammelte nur Heuvorräte bis zu jener Zeit. An die Wand machte er kleine Zeichnungen über die Lage der Schutzhütten. Ab 1. Okt. wartete er täglich auf die Kontrolle. Vergeblich. Er wartete geduldig bis November, Dezember, in der Annahme, er könnte sich um einen Monat geirrt haben. Es wurde wieder Frühling, und niemand kam. Am Ende seiner Verbannungszeit sollte er vergessen werden? Stundenlang sass er vor seiner Hütte und grübelte vor sich hin. Die Nerven hielten es fast nicht mehr aus. Plötzlich riss ihm die Geduld. Auf Gedeih und Verderb wollte er den Weg zu den Menschen suchen. Die letzten Vorräte wurden verpackt und den Tragtieren aufgeladen. Auch Elchdecken nahm er mit, um sich schützen zu können. Am 7. Dezember 1919 brach er auf, nahm Abschied von seiner Station, wo er mehr als 12 furchtbare Jahre erlebt hatte. Gelang die Flucht nicht, so wurde er eben ein Opfer der Raubtiere. Er folgte den Wasserläufen. Am 15. Tag überraschte ihn ein heftiges Schneegestöber. Er musste 2 Tage warten. Von Verzweiflung und Kälte getrieben, brach er am 3. Tage trotz Unwetter auf. Der zottige Pelz des mittrottenden Bären war ein Schneeklumpen. Ein Rudel Wölfe griff sie an. Ein Schuss streckte einen nieder, und die andern flohen. 18 Tage war er schon unterwegs und hatte nach seiner Berechnung etwa 130 km zurückgelegt. Am 23. Tag kam er zu einem grössern Flusslauf. Undurchdringliche Nebel drückten auf die Erde nieder. Die Tiere trottelten teilnahmslos neben ihm her. Als die Sonne wieder kam, bemerkte er, dass er einige Tage in der falschen Richtung gegangen war. Jetzt war die Versuchung, sich eine Kugel in den Kopf zu jagen, am grössten. Doch sein im Herzen fest verankertes Gottvertrauen trieb ihn wieder vorwärts. Er nahm Kurs gegen Westen, spürte aber deutlich, wie seine Widerstandskraft nachliess. Am 39. Tag des verzweifelten Marsches fand er endlich Menschenspuren. Am nächsten Morgen, als er das Morgenessen bereitete, hörte er plötzlich einen Schuss, welchen er sofort beantwortete. Er wollte schreien, brachte aber keinen Ton heraus, die Stimme versagte. Endlich sah er einen Menschen auf sich zukommen. Die Begleittiere benahmen sich wie irrsinnig. Der Andere rief ihm etwas zu, wovon er nur das Wort Hund verstand. Er band die Tiere an und wies sie zur Ruhe. Mit dem Bären an der Seite ging er dem Fremdling entgegen. Dieser bekreuzte sich. Der Miene nach fürchtete er sich vor dem verwilderten Menschen. Der Verbannte schüttelte ihm die Hände und versuchte ihm klar zu machen, wer er sei und woher er komme. Der Ostjake machte ein Zeichen, ihm zu folgen. Dies tat er in einiger Entfernung mit den Tieren. Nach 1½-stündigem Marsche erblickten sie auf weiter Ebene zwei ärmliche Hütten. Sein Retter war vorausgeeilt, um die Angehörigen zu benachrichtigen. Er band die Wölfe an einem Baum an und liess auch die Elche dort. Aus dem Haus traten ein Greis, eine Frau und mehrere Kinder, die sich bei seinem Anblick bekreuzten. Der Greis begrüsste ihn in gutem Russisch: „Väterchen, Freund, Bruder! Gott sei mit Dir. Wo kommst Du her in unsere Einsamkeit?" Mit kurzen Worten schilderte der Flüchtling seine Lage und bat um Nachtherberge für sich und seine Tiere. Die Elche befreite er von der Traglast und die Wölfe von den Maulkörben. Der Alte hatte inzwischen seine Angehörigen über den Fremden aufgeklärt.

Die Elche hatten schon angefangen, das halbverfaulte Stroh vom Dach zu fressen. Sie bekamen nun genug Heu, die Wölfe genug Fleisch. Nur Orko wollte sich nicht drein schicken. Es brauchte viel, bis er das Fleisch frass.

Hier hört nun das „Robinsonleben" auf.

Tief erschüttert legt man das Buch beiseite. Es kann nicht ausbleiben, dass selbst der Schüler, der die Tiefe der Tragik noch nicht voll zu erfassen vermag, ahnt, was es heisst, in einer geordneten Gemeinschaft, wo Recht und Menschengüte Geltung haben, leben zu dürfen. Er wird gelernt haben, mit seinen Verhältnissen zufrieden zu sein und hat dabei noch viele geographische und naturkundliche Begriffe erworben. *J. St.*

Lehrerin und weibliche Erziehung

Geheimnisse fraulichen Wirkens *

II.

Mutter Maria Theresia Scherrer.

Zur Orientierung: Diese Skizze will und kann nicht eine Lebensbeschreibung sein. Dafür verweisen wir auf einschlägige Literatur *. Denn:

„Wie schlöss ein Raum, so eng und klein,
Ein so reiches Leben ein!"

Nur einige Streiflichter möchte sie werfen auf die Erziehertätigkeit M. Theresias.

Diese Frau war von der Vorsehung bestimmt, würdige Mitarbeiterin und Mitbegründerin des genialen Sozial- und Caritasapostels Pater Theodosius Florentini zu werden. Nächstes Jahr am 27. Oktober werden es hundert Jahre sein, seitdem die junge Katharina Scherer als Sr. M. Theresia im Klösterlein Wurmsbach die heiligen Gelübde ablegte, um dann in rascher Folge Lehrerin, Armenmutter, Krankenschwester, Oberin zu werden und Frau Mutter der von P. Theodosius eben gegründeten Kongregation der Barmherzigen Schwestern vom Hl. Kreuz in Ingenbohl für Schule, Armen- und Krankendienst.

*) Siehe Nr. 9/10 vom 15. Sept. 1944, Seite 278.

* Dr. P. Veit Gadient: Die Dienerin Gottes, Mutter M. Theresia Scherer, Theodosiusverlag Ingenbohl.

Sr. M. Clarissa Rutishauser: Mutter M. Theresia Scherer, Päpstliche Theodosiusdruckerei, Ingenbohl.

Dr. P. Veit Gadient: Der Caritasapostel Theodosius Florentini, Rex-Verlag Luzern.

Marie Dutli-Rutishauser: Der Feldzug der Liebe, Benziger-Verlag Einsiedeln.

Mutter Maria Theresia Scherer.

„Gibt es geniale Frauen?" — Auf diese Frage antwortet ein Schriftsteller: „Die Liebe ist das einzige Gebiet, wo die Frau zum Genie werden, und wo es ihr kein Mann gleichtun kann. Sowie das Leben des Mannes Schaffen ist, so das Leben der Frau Liebe. — Nur die Liebe verleiht dem schwachen Geschlecht übermenschliche Kraft, und es gibt keine Bindung, die eine Frau nicht um des Geliebten willen zerreissen könnte."

Dies Wort scheint auf Mutter M. Theresia zu passen. Es war ja in erster Linie die Liebe, übernatürliche Gottesliebe, die ihrem reichen Leben Inhalt und Sinn verlieh und ihr selbst jene fast übermenschliche Kraft einflösste, alle Bindungen um des einen Geliebten willen zu lösen und ihm zu dienen in den Kindern, Armen und Kranken mit allem, was sie war und besass und mit allem, was sie konnte und vermochte. „Liebe ist dienen, und wer dient, ist König." So mochte von M. Theresia das andere Wort gelten: „Klösterlich das Kleid, aber königlich das Gemüt." Oder, wie jenes Schulbüblein sagte, so schlicht und einfach: „Frau Mutter ist wie eine Königin, aber eine wie eine Mutter."

Mutter sein ist ja der Beruf, die Aufgabe der Frau. Mutter sein ist ungeheure Fülle, Stille und Wandellosigkeit des empfangenden, tragenden, gebärenden Lebens, vergleichbar dem fruchtbringenden Schoss der Erde, die gibt und schenkt und spendet, so dass man sie mütterlich zu nennen pflegt.